

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 10 (1967)
Heft: 3

Artikel: Können sie lesen? : Dichter wählen Gedichte
Autor: Bergengruen, Werner / Rychner, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-388075>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KÖNNEN SIE LESEN?

Dichter wählen Gedichte

WERNER BERGENGRUEN

Nach Lieblingsgedichten gefragt, bekenne ich mich zu Arndts «Klage um den kleinen Jakob»... und zu ein paar anonymen, einfältigen, ja läppischen Kinderversen.

Klage um den kleinen Jakob

Wo ist der kleine Jakob geblieben?
Hatte die Kühe waldein getrieben,
Kam nimmer wieder.
Schwestern und Brüder
Gingen ihn suchen in'n Wald hinaus –
Kleiner Jakob! Kleiner Jakob! Komm
zuhaus!

Wohin ist der kleine Jakob gegangen?
Es hat ihn ein Unterirdscher gefangen,
Muß unten wohnen,
Trägt goldne Kronen,
Gläserne Schuh, hat ein gläsern Haus –
Kleiner Jakob! Kleiner Jakob! Komm
zuhaus!

Was macht der kleine Jakob da unten?
Streuet als Diener das Estrich mit bunten
Blumen und schenket
Wein ein, und denket:
Wärest du wieder zum Wald hinaus!
Kleiner Jakob! Kleiner Jakob! Komm
zuhaus!

So muß der kleine Jakob da wohnen,
Helfen ihm nichts seine güldenen Kronen,
Schuhe noch Kleider,
Weinet sich leider –
Ach! armer Jakob! – die Äuglein aus.
Kleiner Jakob! Kleiner Jakob! Komm
zuhaus!

Arndt

Arndts Gedicht begegnete mir in meiner Kindheit und hat mich bis fast zu Tränen erschüttert. Die Traurigkeit um den kleinen Jakob überkam mich immer wieder, wenn ein bei uns zulande verbreitetes Spiel gespielt wurde, das vielleicht mit Arndts Klage gleichen Ursprungs ist. Einer mußte mit verbundenen Augen einen andern greifen und durfte, um dessen unaufhörlich wechselnden Ort auszumachen, so oft er wollte: «Jakobchen, wo bist du?» rufen, worauf der Gesuchte mit «Hier!» antwortete. Später, im Baltikumfeldzug, hatte ich als Ordonnanz einen vierzehnjährigen Buben, der mit Vornamen Jakob hieß, noch ein rechtes Kind. Ich pflegte ihn: «Jakobchen, wo bist du?» zu rufen, und dann antwortete die hohe Kinderstimme: «Hiii-er!» So erhielt sich das Gedicht mit der alten Verzauberkraft in meinem Gedächtnis lebendig, und noch heute meine ich, alle Verlorenheit und Gefangenheit des Menschen aus ihm zu vernehmen. Am Ende jeder Strophe steigert sich der Ton zur Beschwörung, aber zuletzt ruft der Kehrreim nicht mehr den Verschollenen: er *klagt* nur noch um ihn. Die Schritte der liebenden Sucher gehen über den Kopf des in Erde, Glas und Gold Gefangenen hinweg. Sie rufen, er hört, aber er vermag nicht zu antworten.

Alte Kinderreime

Weißt du was?
Wenn es regnet, wird es naß.
Wenn es schneit, wird es weiß.
Wenn es hagelt, gibt es Reis.
Wenn es taut, wird es grün,
Werden alle kleinen Jungfern schön.

Diese Kinderverse gehören zu meinen Tröstungen. Sie verkünden die Unverbrüchlichkeit einer weit über das bloß Naturgesetzliche hinausreichenden, in der letzten Zeile auch das Humane einbegreifenden Ordnung. Der Schluß, an dem manchem vielleicht nur die liebliche und bescheidene Schalkhaftigkeit gelten lassen wird, verbürgt mir unter dem Bilde der selbstverständlichen Überwindung des argen Winters und

seiner Schrecken die Überwindbarkeit der Welt überhaupt mit all ihren Ängsten und Bedrängnissen. Diese Verse stehen mir in der Nachbarschaft der Erzählung von der Aufrichtung des Regenbogens und vom ewigen Bunde, den Gott mit den Menschen schloß, in der Nachbarschaft jener großartigen Verheißung: «Solange die Erde stehet, soll nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.»

MAX RYCHNER

Lieb geblieben von Jugend an ist mir Schillers «Nänie», die mich beim ersten Lesen bei milder Kerze überwältigt hat bis zur Fassungslosigkeit. Eurydike, Adonis: sie mußten zur Unterwelt; der Gesang mahnt uns daran. Thetis, die Unsterbliche, kann es nicht verhindern, daß ihr strahlender Sohn, Achill, vor Troja fällt.

Auch das Schöne muß sterben! Das
Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des
stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den
Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief
er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen
Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der
Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die
unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Tor fallend, sein
Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen
Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den
verherrlichten Sohn.
Siehe! Da weinen die Götter, es weinen
die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das
Vollkommene stirbt.

Auch ein Klaglied zu sein im Mund der
Geliebten, ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum
Orkus hinab.

Die Götter weinten – da hätte ich berührbarer Mensch standhaft bleiben können? Ich zerfloß. Vierzehn Zeilen Prosa hätten das nie über mich vermocht, aber die Verse des großen schwäbischen Römers wogen daher im Gang eines rhythmischen Weltgesetzes, indem sie ein anderes verkünden und große Gegenstände klangvoll beschwören: Meer, Muttertum, Schönheit, Schmerz, Göttlichkeit, Herrschaft der Ananke und Tod. Die Bewegung des Dichters, die mich damals in sich zog, erfaßt mich beim Lesen jedesmal wieder; über etwas Schönes kommt man nie hinaus.

An einem rieselnden Novembernachmittag des Jahres 1919 betrat ich zitternden Herzens zum erstenmal das Goethehaus in Weimar. Im ersten Stock fand ich mich vor einer bräunlich-gelben Büste, die lebensgroß Goethe bei Betrachtung von Schillers Schädel darstellte. Wo der Oberkörper ins Postament überging, waren die Zeilen eingeschnitten:

Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu
halten?...

Die Terzinen auf Schillers Reliquien fielen mir ein, das heißt sie fuhren in mich, wie noch nie, und nichts mehr war in mir, das sich ihrer herrlich geordneten Macht nicht hingeben hätte.

Im ernsten Beinhaus wars, wo ich beschaute,
Wie Schädel Schädeln angeordnet
paßten;
Die alte Zeit gedacht ich, die ergraute.

Sie stehn in Reih geklemmt, die sonst sich
haßten,
Und derbe Knochen, die sich tödlich
schlugen,
Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu
rasten.

Entrenkte Schulterblätter! was sie trugen,
Fragt niemand mehr, und zierlich tätge
Glieder,
Die Hand, der Fuß, zerstreut aus
Lebensfugen.

Ihr Müden also lagt vergebens nieder,
Nicht Ruh im Grabe ließ man euch,
vertrieben
Seid ihr herauf zum lichten Tage wieder,

Und niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch herrlich edlen Kern sie auch
bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift
geschrieben,

Die heiligen Sinn nicht jedem offenbarte,
Als ich inmitten solcher starren Menge
Unschätzbar herrlich ein Gebild
gewahrte,

Daß in des Raumes Moderkält und Enge
Ich frei und wärmeführend mich
erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod
entspränge.

Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer
entrückte,

Das flutend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu
halten?

Dich höchsten Schatz aus Moder fromm
entwendend
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich
wendend.

Was kann der Mensch im Leben mehr
gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,

Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.

Goethe

Es war, als begriffe ich mir geläufige Worte, ja meine Sprache erst jetzt. Goethe, der von dem toten Freund sich angerufen fühlt und antwortend noch einmal seiner Größe huldigt: seine demütige Frage «Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten?» beugte mich und übermannte mich mit Liebe zu ihm. Er ist für mich der entzückendste aller Erschütterer geblieben. Die Frage klingt eine geheimnisvolle unendliche Melodie an, die zu den Bau-Elementen der Welt selber gehört und nicht zu erschöpfen ist.

GEORG GERSTER hat im Jahr 1953 dreißig bekannte Zeitgenossen nach drei ihnen besonders nahen Gedichten deutscher Sprache befragt. Die Antworten und die genannten Gedichte selbst hat er in dem Band *Trunken von Gedichten. Eine Anthologie geliebter deutscher Verse* vereinigt. Wir danken dem VERLAG DER ARCHE in Zürich für die Erlaubnis, daraus einige Seiten wiederzugeben.

